



June 2020

Die Lilie der Nilgeri

Anonymous

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Anonymous, "Die Lilie der Nilgeri" (2020). *Essays*. 1537.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1537

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Haushaltsbibliothek St. Gabriel
Mödling bei Wien

MI- 11 167

ten:

Die Vlle der Milgert.



Verlag der Franziskanerinnen-Missionärinnen Mariens
Wien, XX., Engelsplatz 1

Missionedruckerei St. Gabriel, Mödling bei Wien

Mit kirchlicher Druckerlaubnis

HAUSBIBLIOTHEK

ST. GABRIEL

E-3-11

Missionsbibliothek



Trisai ist 15 Jahre alt. In Gedanken versunken blickt sie in die Ferne. Die tiefschwarzen Locken umrahmen ein feines, ebenmäßiges Gesichtchen, dessen große, dunkle Augen sanft und klar sind wie Kinderaugen und doch ernst und entschieden wie die einer erfahrenen Person. Kein Schatten ruht auf der hohen, reinen Stirne. Ein geheimnisvoller Reiz liegt auf dem ganzen Wesen der schönen Indierin, ein Duft von Reinheit und jungfräulicher Würde, weshalb die Franziskanerinnen Missionärinnen Mariens sie die „Lilie der Nilgeri“ genannt haben.

Die Geschichte Trisais ist so ergreifend und wechselvoll, daß wir kein Bedenken tragen, sie unseren Lesern mitzuteilen, in der Gewißheit, daß sie an derselben Interesse finden werden.

Mandavori bei Utakamund im Nilgerigebirge (Indien) ist die Heimat Trisais. Ihr Vater, Dari, war Oberdirektor in der Niederlassung eines reichen Engländers. Er hatte eine große Anzahl Arbeiter unter seiner Leitung, welche ihm gerne gehorchten und ihn ehrten, denn Dari war gut und milde im Verkehr mit ihnen. Er verstand es, die Teilnahme seines Herrn an den Bedürfnissen oder an der Armut seiner Arbeiter zu erregen. War einer derselben krank, so besuchte Dari denselben und brachte ihm alles, was er für ihn von seinem Herrn erbeten hatte.

Der Engländer hatte volles Vertrauen in seinen ehrenhaften, treuen Verwalter. Er erhöhte dessen Gehalt, und so konnte Dari sich ein hübsches Häuschen, gute Grundstücke und Baumwollpflanzungen anschaffen. Er heiratete ein Mädchen seiner Kaste. Peri besaß mehr noch als außergewöhnliche Schönheit; sie war auch außerordentlich gut und tugendhaft. Mit ihr hielt das Glück seinen Einzug in Daris Heim.

Fünf herzige Kinder waren die Freude und der Stolz Peris. Ihre einzige Zerstreuung war die liebevollste Er-

ziehung derselben. Die Kinder Daris und Peris waren alle mit großer Schönheit und anderen vorzüglichen Eigenschaften begabt; aber Trisai, die Älteste, war von der Natur bevorzugt worden, und man beneidete die glücklichen Eltern um diesen Schatz. Sie umgaben das Kind mit der zärtlichsten Sorgfalt und Liebe. Da wurde das Mädchen von einer schweren Krankheit befallen und schien dem sicheren Tode entgegenzugehen. Peri saß fassungslos vor Schmerz Tag und Nacht am Lager ihres Liebling, weinte, schrie, rief alle Götter um Hilfe an. Umsonst!... Stunde um Stunde verrann in grenzenloser Verzweiflung. Trisai atmet schwer. Der Tod breitet seine dunklen Schwingen über das erlesene Opfer; seine eisige Hand will das junge Leben knicken.... Was konnten die Eltern noch tun, um das liebe Kind zu retten?... Dari hat einen Bruder, der Christ ist. Von Mitleid erfaßt über den Kummer der Eltern, sucht auch er nach einem letzten Rettungsmittel, und... er hat das Richtige gefunden. „Höre,“ sagt er zu seiner Schwägerin, „die allerseligste Jungfrau, welche wir Christen verehren, ist sehr mächtig. Versprich, daß du ihr eine silberne Krone opfern willst, und dein Töchterchen wird genesen.“

Peri war Mutter, und eine gute Mutter, also die verkörperte Liebe zu ihrem Kinde. Kein Opfer schien ihr zu groß. Obwohl sie ihren Götzen aufrichtig ergeben war, machte sie dennoch ohne Zögern, aus Liebe zu ihrer Trisai, folgendes Versprechen: „Jungfrau der Christen, man sagt mir, du seiest voll Güte und Barmherzigkeit. Sieh an meine Trostlosigkeit und meinen Schmerz. Trisai, die Freude meines Lebens, Trisai, meine Tochter, die mir teurer ist als alle Reichtümer der Erde, liegt hier erschöpft und dem Tode nahe. Erbarme dich ihrer, o Jungfrau der Christen; heile sie, und die dankbare Peri wird dir eine silberne Krone kaufen. Dreimal werde ich auf den Knien die Runde machen um deinen Tempel und dann meine Gabe dir zu Süßen legen!“

Nach diesem Gebete fühlte sich Peri von neuer Hoffnung beseelt. Ihr Schwager erzählte ihr, daß die Jungfrau der Christen grenzenlosen Schmerz empfunden bei dem Tode ihres einigen, vielgeliebten Sohnes, und das gibt Peri neues Vertrauen. Die Schmerzensmutter mußte ja Mitleid empfinden mit ihrem Kummer. Sie wurde in ihrem Ver-

trauen nicht getäuscht. Kaum waren einige Wochen verflossen, und schon tummelte sich Trisai in voller Gesundheit und Kraft mit ihren Geschwistern um die Wette. Das Glück war neuerdings eingekehrt in dem Häuschen unter den Palmen.

Aber wer hat nicht schon die Erfahrung gemacht, daß keine Freude dauernd ist unter der Sonne; daß oft gerade, wenn der Mensch am wenigsten vorbereitet ist, Leid und Unglück wie ein Wirbelsturm über ihn hereinbrechen und ihn, wenn nicht das Kreuz des Herrn sein Halt und seine Stütze ist, vollends ins Verderben stürzen. Einige Jahre waren verflossen. Sie hatte eine herrliche Krone aus Silber anfertigen lassen und war in die Kirche der Christen gegangen. Am Eingange kniete sie mit einer brennenden Kerze nieder, machte auf den Knien dreimal die Runde um das Heiligtum und legte mit einem Dankgebete die Krone aus Silber und die halbverbrannte Kerze zu Füßen der Mutter Gottes-Statue nieder.

Trisai war vor der Kirche geblieben; sie folgte mit neugierigem, aber verständnisvollem Blicke der Handlung ihrer Mutter und dachte: „Die Jungfrau der Christen ist gut; sie hat mich gesund gemacht; ich kann wieder laufen und spielen, ohne müde zu werden. Ich will sie von ganzem Herzen lieben.“

Und wenn man vor dem Kinde erzählte, wie diese oder jene den Tali genommen, das heißt sich verheiratet habe, dachte sie: „Trisai wird keinen Aya (Herrn) wählen für sich. Taniastri (Jungfrau) will sie bleiben.“

Trisai nahm zu an Jahren und an anmutsvoller Güte, welche das Herz ihrer Eltern mit Wonne erfüllte.

Aber, wie schon gesagt wurde, das Glück ist ein sehr unbeständiger Gast. Eines schönen Tages entfloß es aus dem palmenbeschatteten Häuschen auf Nimmerwiederkehr.

Die Witterung war für die Ernte sehr ungünstig gewesen und letztere sehr minderwertig ausgefallen. Überdies befanden sich mehrere Einwohner des Dorfes in großer Not. Um der Wahrheit treu zu bleiben, muß gesagt werden, daß diese Leute zu jenen gehörten, die sich wenig Mühe geben bei der Arbeit. Doch kamen sie zu Dari und verlangten eine Anstellung auf den Pflanzungen des Engländers. Der Besitzer hatte Arbeiter genug und wollte sie, da sie als träge bekannt waren, nicht annehmen. Sie aber schoben

die Schuld auf Dari, dem sie schon lange gram waren, weil sie ihn wegen seines Glückes und seines Wohlstandes beneideten.

„Du bist schuld, daß der Engländer uns keine Beschäftigung gab,“ sagten sie zu ihm. „Hättest du nicht Übles von uns gesagt, so hätten wir Arbeit bekommen. Aber wir werden uns rächen. Glück über dich und dein Haus!“

Dari erzitterte über die schrecklichen Worte. Er wußte nur zu gut, wie weit die Inder in ihrer Rachsucht gehen können. Doch verbarg er, so gut es ging, seine Befürchtungen, um seine Gattin nicht zu erschrecken. Aber Peri, welche ihn zärtlich liebte, bemerkte bald, daß er einen Kummer mit sich herumtrage, und fragte, was ihm fehle. Dari gab ausweichende Antworten. Wozu konnte es nützen, wenn er sie in seine nur zu sehr begründeten Befürchtungen einweihte?

Indessen hatten sich die Inder versammelt, um zu beratschlagen, in welcher Weise sie sich an dem Verwalter rächen könnten.

„Gehen wir zu dem Mandari-caren (Mann, der den Teufel ruft),“ schlug der Boshafteste unter ihnen vor. „Wir bieten ihm Geld an, damit er uns irgend einen wirklichen Zauber gebe.“

Alle waren damit einverstanden, und sie gingen zu dem bezeichneten Manne. Sein Haus — besser gesagt, seine Höhle — ein enger, finsterner Schlupfwinkel, befand sich an einem einsamen Orte in der Nähe des Dorfes. Ein weiß-rotes, gabelförmiges Zeichen war in seine Stirne eingestrichen und gab ihm ein abschreckendes Aussehen. Seine Haare trug er in ziemlich lange Strähne gedreht und mit einer pechartigen Masse zusammengeklebt. Sein ganzes Äußere flößte Furcht und Abscheu ein.

Als unsere Verschworenen ihn erblickten, entsank auch ihnen ein wenig der Mut. Was sie jetzt für Dari von ihm verlangen wollten, konnte jemand anderer auch für sie tun. War es nicht doch besser, die Sache auf sich bewenden zu lassen?... Doch nein!... Haß und Neid trugen den Sieg davon. Sie traten vor.

„Was wollt ihr?“ fragte der Mandari-caren.

„Wir wollen Rache nehmen an Dari,“ begann der Kühnste unter ihnen. „Er ist schuld, daß der Engländer

uns keine Arbeit gab. Lehre uns, wie wir uns für diese Beleidigung rächen können!“

„Du verstehst es, deine Worte zu wählen; aber weißt du auch, daß Zaubermittel teures Geld kosten, besonders wenn man recht wirkliche will?“

„Wieviel verlangst du,“ fragte derselbe, der zuerst gesprochen, indem er einen fragenden Blick auf seine Gefährten warf.

„Fünfzehn Rupien! (Gegen 40 Schilling.) Nicht eine darf fehlen!“

„Fünfzehn Rupien! Das ist ja ganz unmöglich!“ stöhnten die Inder. „So viel können wir nicht zusammenbringen.“

„Dann braucht ihr mich auch nicht!“ entgegnete der Alte mit spöttischem Lächeln. „Wenn es einem wirklich am Herzen liegt, sich zu rächen, denkt man nicht ans Sparen!“

Bei diesen Worten kauerte er sich — anscheinend teilnahmslos und gleichgültig — in eine Ecke. In Wirklichkeit beobachtete er die Bittsteller sehr genau. Diese hatten sich am Eingange zusammengedrängt.

„Lassen wir's sein!“ sagte der eine. „Das ist zu teuer.“

„Nie und nimmer!“ schrie der Wortführer. „Müßte ich meiner Frau den Tali* vom Halse nehmen und ihn verkaufen, ich will mich an dem verwünschten Verwalter rächen. Wenn ihr nicht ebenso denkt, seid ihr Feiglinge!“

Die Antwort war einstimmig: „Nein, nein! Er hat recht, rächen wir uns!“

Der eine gab zwei Rupien, der andere drei und so fort. Daß sie hiedurch ihre Familien in die äußerste Not brachten, machte ihnen keine Gewissensbisse.

Endlich waren die fünfzehn Rupien mit Mühe und Not zusammengebracht, und sie boten das Geld dem Zauberer an mit den Worten: „Hier das Geld! Nun tue du das Deine!“

„Darüber seid nur ruhig,“ versicherte der Alte mit teuflischem Grinsen. „Bevor zwei Tage verfließen, hat mein Zauber seine Wirkung getan.“

Als die Inder sich entfernt hatten, zog der Zauberer aus einem Winkel ein Stück Eisen von eigentümlicher

* Kleinod, welches die verheirateten Indierinnen am Halse tragen, und das in Indien die Stelle des Eherings vertritt.

Form, nahm ein Messer und zeichnete auf das Metall unverständliche Zeichen. — — —

Mitternacht! Die Stunde der Verbrechen, sagen die einen; die Stunde, wo der Teufel seine Macht ausübt, behaupten andere. In gewissen Gegenden sollen angeblich beim ersten Schlag der mitternächtigen Stunde von allen Richtungen her die Herren auf Besen reitend kommen und in stockfinsterner Nacht ihre teuflischen Tänze aufführen. An anderen Orten erzählt man, daß die Steine ihren Platz verlassen, sich versammeln und sich in Kobolde oder Werwölfe verwandeln. Was immer für eine Bewandnis es auch mit diesen Erzählungen und Behauptungen haben mag, in unserem indischen Dorfe hatte der Zauberer diese Mitternachtsstunde gewählt zur Ausführung seines höllischen Planes.

Es war eine finstere, sternenlose Nacht; dichte Wolken verhüllten das Licht des Mondes.

„Das Wetter ist günstig,“ flüsterte der Teufelspriester. „Vorwärts in die Wohnung Daris!“ Er nahm das am Abende vorbereitete Eisen, hüllte dasselbe in ein auf ganz eigentümliche Art gefaltetes, dunkelfarbenes Linnen und schlich geräuschlos aus seiner Höhle.

Lautlose Stille herrschte im Dorfe, denn alle pflegten der Ruhe. Auch Dari, den seine Befürchtungen lange wach gehalten hatten, war endlich eingeschlafen.

Der Alte ist vor dem Eingange angelangt. Er horcht... Alles ist still... Kein Lichtschimmer ist zu bemerken. Mit dem Finger schreibt er auf die Türe ein kabbalistisches Zeichen, öffnet geräuschlos und tritt ein. Sachte, sachte, mit aller Vorsicht geht er voran. Nun ist er bei der Matte des Verwalters angekommen; er hört dessen regelmäßige Atemzüge. Rasch legt er auf den Boden das verzauberte Eisenstück, auf welches Dari unbedingt treten muß, wenn er sich vom Lager erhebt.

Auf diese Weise gewinnen im allgemeinen die Inder einen teuflischen Einfluß auf die Opfer ihrer Rache*. — Dann zieht er sich leise, wie er gekommen, wieder zurück.

* Unsere Missionschwester hatten unzählige Male Gelegenheit, den höllischen Einfluß solcher Dinge festzustellen, unter anderem bei einer Person aus der Kaste der Krieger, welche auf eine Bananenschale trat, die ihr Herr auf den Weg geworfen, um sie vom Katechumenate fernzuhalten; sofort war sie befallen.

Kaum hat er die Türe hinter sich geschlossen, so stößt er ein langgezogenes Geheul aus, das im Dunkel der Nacht noch schauerlicher erklingt. Dari erhebt sich, vom Schläfe aufgeschreckt, und sein Fuß stößt an das unselige Eisen.

Plötzlich teilen sich die Wolken, der Mond strahlt sein Licht in das Gemach. Dem Inder scheint es, als strecke sich vor ihm ein unbekanntes Wesen immer mehr in die Länge, als winde es sich wie eine Schlange; einige Sekunden lang blinkt und funkelt es wie feurige Kohlen; dann ist alles verschwunden. Dari sucht nach allen Richtungen, in allen Ecken und Winkeln; er kann nichts finden.

„War das Ganze nur ein schrecklicher Traum?“ fragt er sich.

Todmüde streckt er sich wieder auf seiner Matte aus und fällt in einen fieberhaften Schlaf, in welchem ein Zauber unter Gestalt widerlichster Tiere und scheußlicher Totengerippe ihn vollends überwältigt, während diese gespensterhaften Wesen ihn mit Grinsen und Heulen und teuflischem Gelächter verhöhnen.

Ganz erschöpft von dieser unruhigen Nacht begibt sich Dari zur gewöhnlichen Stunde an seine Arbeit; aber er muß sie bald wieder unterbrechen.

Ist's der Zauber, der ihn quält?

Mag sein oder nicht; jedenfalls leidet der Inder solche Schmerzen im ganzen Kopfe, daß er glaubt, er müsse den Verstand verlieren.

Der Engländer hat Mitleid mit seinem braven Verwalter und schickt ihn nach Hause; aber die Schmerzen nehmen rasch zu. Peri pflegt ihren Gatten mit verständnisvoller, hingebender Liebe, gibt ihm die Heilmittel, welche ihre Erfahrung als seinem Organismus zuträglich erkennt; aber es gelingt ihr nicht, den Fortschritt des Übels zu verhindern.

Irisai, welche ihren Vater innig liebt, beobachtet ihn mit erstaunten Blicken und bittet die Götter, ihn von dem heftigen Fieber zu befreien.

Mit einbrechender Nacht steigert sich die Aufregung des Kranken. Nachdem Peri die Kinder zu Bette gebracht, setzt sie sich voll Angst und Sorge ans Lager des Gatten. Im Geiste durchlebt sie die glücklichen Jahre, die sie an

seiner Seite zugebracht; eine unerklärliche Furcht schnürt ihr das Herz zusammen; ihre Tränen fallen auf die fieberheißen Hände des Kranken.

Gegen Mitternacht wird Dari noch aufgeregter und unruhiger. Beklemmung und Fieber nehmen an Heftigkeit zu, kalter Schweiß bedeckt sein Gesicht; seine weitgeöffneten Augen starren entsezt vor sich hin. Mitternacht!...

Der schauerliche Schrei eines Nachtvogels ertönt in der Stille, und im selben Augenblick kommen aus allen Ecken und Winkeln der Wohnung kleine, schwarze Hennen hervor. Anfangs bemerkt Peri sie gar nicht. Ihre ganze Aufmerksamkeit gilt ihrem Gatten, der im heftigsten Delirium fleht: „O höret doch auf, mich zu quälen. Nehmt mein Haus, mein Geld, meine Kleider, wenn ihr wollt; aber macht mich nicht so sehr leiden!“

Eine schwarze Henne hat sich auf den Arm des Kranken gesetzt. Peri will sie verschrecken, weil sie glaubt, es sei eine ihrer Hennen, die aus dem Hühnerstalle ent schlüpfte. Die Henne rührt sich nicht von der Stelle. Peri hört einen Flügelschlag, dreht sich um und sieht, daß das ganze Zimmer mit dem schwarzen Geflügel angefüllt ist. Einige haben sich sogar auf ihren Kopf und ihre Schultern gesetzt.*

Noch denkt Peri nichts Arges und versucht, die gefiederte Schar aus dem Raume zu verschrecken. Verlorene Mühe!

Beim Morgengrauen jedoch sind die Hennen mit einem Male spurlos verschwunden. Peri überlegt, was das bedeuten könne. Da Dari ruhiger geworden ist, eilt sie zu dem Zauberer und erzählt ihm den Vorgang.

„Hm!“ macht dieser. „Der Fall ist der Überlegung wert. Aber für einige klingende Rupien könnte ich dir ein Gegenmittel geben.“

Man einigt sich über den Preis.

„Man hat einen Zauber gegen euch angewendet,“ erklärt nun der Mann der zitternden Indierin; „aber wenn es dir gelingt, alle Hennen einzufangen und einzusperren, ist das Übel beschworen, denn eure Feinde selbst werden dann in Tiere verwandelt.“

* Der Vorgang ist genau der Wirklichkeit entsprechend geschildert.

Die junge Frau dankte, zahlte den Preis und kehrte zum Kranken zurück.

Der Tag verging in trauriger Einförmigkeit. Die Kinder wollten weder sprechen noch spielen, weil sie sahen, daß der geliebte Vater krank auf seiner Matte lag und die Mutter wortlos neben ihm saß.

Mit einem über ihr Alter hinaus gehenden Verstande sagte Trisai zur Mutter: „Bleibe du bei meinem Tagapen (Vater), ich Sorge für die Kleinen.“ Und sie tat ihr Möglichstes, um dieselben aufzuheitern und zu zerstreuen, ohne ihnen jedoch zu erlauben, dabei Lärm zu machen.

Mit Anbruch der Nacht wiederholten sich auch alle Vorgänge des vorigen Abends; Dari wurde wieder vom Delirium befallen, und Peri nahm sich vor, die Ratschläge des Zauberers in Ausführung zu bringen. Als das schwarze Geflügel sich wieder zeigte, begann sie ihre Jagd. Bald da, bald dort suchte sie eines der Tiere zu erfassen; aber mit einem Flügelschlag erhoben sich diese zur Zimmerdecke oder schlüpfen in eine Ecke mit einem leisen Glucksen, das wie Spott erklang. Peri war in Schweiß gebadet. Bei ihrer eifrigen Verfolgung hatten sich ihre Haare gelöst und flogen in langen Strähnen um ihre Gestalt, so daß sie selbst ausah wie eine inmitten schwarzer Teufelschen sich bewegende Here.

Nach zweistündiger Jagd hatte sie endlich eine Henne erfaßt; da zeigte sich plötzlich ein lichter Streifen am Horizonte. Mit einem spöttischen Schrei verschwand das Tier und alle seine Gefährtinnen.

Müde und hoffnungslos kehrte Peri zum Lager ihres Gatten zurück. Ein gellender Schrei entrang sich ihren farblosen Lippen: Dari war tot!

Trotz ihres grenzenlosen Schmerzes sorgte Peri, daß das Leichenbegräbnis ihres teuren Verstorbenen allen Anforderungen der Kaste entsprechend gehalten und seiner würdig sei. Damit Dari keines seiner Güter vermisste, legte sie ihm einige Silberbarren in den Mund. Dann ließ sie die Klageweiber rufen, welche sofort ihre Trauergefänge begannen und in den kurzen Zwischenpausen sich auf die Brust schlugen. Indessen hatten die Männer Holz gespalten und einen Karren damit beladen. Als sie zurückkamen, nahmen sie die Leiche, und während das Tamtam erklang und die Klageweiber ihre Lieder sangen, trugen

sie dieselbe an einen einsamen, abgelegenen Ort. Peri und ihre Kinder folgten nach; sie trugen einen neuen Kodam (Gefäß) mit geschmolzener Butter. Zum Zeichen der Trauer hatte Peri den Kopf geschoren und klagte jedermann ihren Schmerz.

Aber man glaube ja nicht, daß der Weg zum bezeichneten Orte rasch zurückgelegt wurde. Die Leichenträger und alle Teilnehmer am Zuge machten zwanzig Schritte nach vorn und dann jedesmal wieder fünfzehn nach rückwärts, um dadurch zu zeigen, wie schwer es ihnen falle, den Verstorbenen verbrennen zu müssen.

Dieser sitzt auf einem Thron, der auf einer Art Tragbahre befestigt ist und von zahlreichen Männern getragen wird. Auf diesem Throne wird er auch verbrannt. Der Tote wird geschminkt und mit Blumen geschmückt, so daß er einem Lebenden gleicht.

Wie oft im Laufe der Jahre sind unsere Schwestern solchen Zügen begegnet und beteten für die Seelen dieser armen Inder, deren Leichen mit so vieler, eitler Pracht umgeben werden, und die ohne Taufe vor dem höchsten Richter erscheinen mußten.

Als der Leichenzug am festgesetzten Orte angekommen war, wurde das Holz zu einem Scheiterhaufen aufgeschlichtet. Man legte Dari so darauf, daß er den Kopf gegen Norden gerichtet hatte; der Inhalt des Kodams wurde über das Holz ausgegossen; einer der Männer übergab dem ältesten Sohne Daris, einem 8 bis 9 jährigen Knaben, eine brennende Fackel und führte ihm die Hand, um das Holz in Brand zu setzen, und zwar neben dem Kopfe der Leiche. Knisternd stieg die Flamme in die Höhe, und dabei ertönte in dumpfen Schlägen das Tamtam und die schrillen Klagen der Weiber.

Dann sammelte man die Asche, welche in einem kleinen Grabe beigelegt wurde; die Witwe und ihre Kinder kehrten nach Hause zurück. Dari hatte von seiten der Seinen die zärtlichste Liebe genossen. Einer der Söhne, derselbe, welcher den Scheiterhaufen in Brand stecken mußte, konnte sich in die Abwesenheit des teuren Vaters nicht hineinfinden und siefte langsam dahin. Nach kurzer Zeit entschloß er sanft in den Armen der schwergeprüften Witwe.

Irisai mit ihrem zärtlichen Gemüte litt sehr unter diesen Schlägen; doch die kindliche Liebe zu ihrer Mutter

hielt sie aufrecht; sie wurde deren einziger und größter Trost.

Irisai ist 12 Jahre alt. Im Dorfe sagt ein jeder zu Peri, daß jener zu beklüdwünschen sei, welcher das Mädchen zur Frau bekomme. Peri denkt daselbe; sie ist stolz auf die Schönheit ihrer Tochter. Noch größere Freude empfindet sie über deren anziehende Eigenschaften, welche sie ihr doppelt teuer machen. Sie hat keine Ahnung, daß im Herzen ihrer bevorzugten Tochter ein unüberwindlicher Abscheu vor dem Ehestande Wurzel gefaßt hat. „Den Tali will ich nicht!“ sagte Irisai, als sie noch klein war. „Jungfrau will ich bleiben!“ Und auch jetzt noch denkt sie daselbe.

Mit bewundernswerter Tatkraft widmet sich die Witwe der Erziehung ihrer Kinder. Aber ihre Gesundheit ist zu sehr angegriffen. Sie fühlt, daß jeder Tag sie dem Grabe näher bringt, und ist trostlos bei dem Gedanken: „Was wird mit meinen Kindern geschehen?“

O wie groß sind doch die Leiden jener, welchen der Trost unserer heiligen Religion versagt ist! Wenn die christliche Mutter am Sterben liegt, so werden ihre Befürchtungen gemildert durch die Gewißheit, daß Gott für die verlassenen Kinder Sorge trägt, weil er keines der Seinen verläßt.

Aber die letzten Stunden der heidnischen Mutter werden nicht von dieser Hoffnung versüßt. Sie kennt keine schützende Vorsehung, welche über ihre Kinder wachen wird, keinen Himmel, von wo aus sie selbst als schützender Geist sie umschweben kann.

Peri hatte keine Verwandten. Ihr Schwager, der Christ, welcher ihr einst den Rat gegeben, von der seligsten Jungfrau die Heilung Irisais zu erbitten, war schon vor Jahren gestorben.

Sie hatte wohl noch einen anderen Schwager, aber dieser wohnte weit weg von ihrem Dorfe. Die Beziehungen mit demselben waren eben wegen der Entfernung nie sehr vertraut gewesen; doch überwand die arme Witwe ihren natürlichen Stolz aus Liebe zu ihren Kindern und schrieb ihm eingehend über ihre traurige Lage. Der Inder war guthertzig. Sofort kam er mit seiner Frau, in der Absicht, die Sorge für die Kinder zu übernehmen. Aber als er in Mandavori angekommen war, änderte er seinen Plan. Die

Grundstücke, welche Dari besaß, waren seit dessen Tod nicht mehr angebaut worden. Er gedachte, sie auszunützen und sich selbst und den Kindern seines Bruders einen bescheidenen Wohlstand zu sichern.

Er blieb also im Hause Daris. Aber seine kränkliche Frau konnte den Luftwechsel nicht vertragen; sie kehrte in ihre Heimat zurück, wo sie nach kurzer Zeit verschied. Er mußte sich zu den gebräuchlichen Feierlichkeiten begeben, und indessen starb Peri inmitten ihrer unerfahrenen Kinder.

Trotz ihrer Jugend verstand Trisai die Schwierigkeit ihrer Lage und sah mit Besorgnis in die Zukunft. Sie begriff, daß sie und ihre Geschwister, falls die Mutter sterben sollte, ohne jeglichen Schutz blieben bis zur Rückkehr des Onkels. Sie war die Älteste und fühlte die ihr daraus erwachsenden Verpflichtungen. Wenn sie sah, daß ein Schatten der Sorge die lieben Züge ihrer sterbenden Mutter verdüsterte, so neigte sie sich zu ihr und flüsterte: „Sei ohne Sorge, liebe Mutter. Trisai wird über sie wachen.“

Am Vorabend vor der Rückkehr des Onkels entschlief Peri ruhig, ohne Todeskampf unter den sanften, liebevollen Blicken ihrer ältesten Tochter.

Trisai vergaß nicht, daß ihre zwei Brüder und ihr Schwesterchen ein Anrecht auf ihre Sorgfalt hatten. Sie bereitete für sie das Nachtmahl und brachte sie zu Bette, wie sie es ihre Mutter tun sah. Erst als die Kinder schliefen, kehrte sie zur Leiche zurück und ließ ihren Tränen freien Lauf. Sie gedachte des Todes ihres Vaters, des Glückes, welches sie bis dahin genossen, sie erinnerte sich auch noch sehr gut, wie sie in ihren ersten Lebensjahren so schwer krank gewesen und durch die Fürbitte der Jungfrau, welche die Christen verehren, wieder genesen war.

Sie weinte, die arme Trisai, denn sie konnte nicht sehen, wie die Himmelskönigin sich zu ihr neigte und zu ihrem Herzen sprach:

„Mut kleine Trisai! Du bist dem Wunsche treu geblieben, den ich in dein Herz gesenkt. Du willst den Schatz der Jungfräulichkeit unversehrt bewahren. Sieh, die Mutter des göttlichen Lammes streitet für dich; sie will deine Mutter sein und dich in den sicheren Hafen führen!“

Sie hört auch nicht, die gottbegnadigte Trisai, wie Satan heult vor Wut. Es wurde Feindschaft gesetzt zwischen ihm und der Ebenediten unter allen Frauen. Wer unter

dem Schutze der Unbefleckten steht, dem kann er nichts anhaben. Trisai ist wohl noch eine Heidin, aber wie könnte Satan sich derjenigen nähern, welche durch das Gelöbniß ihrer Mutter der allerseeligsten Jungfrau geweiht wurde? Von all dem ahnt Trisai nicht das mindeste. Aber sie trocknet ihre Tränen; sie fühlt sich erfüllt mit neuem Mute, geistig gehoben und gestärkt, und hält furchtlos die Nachtwache bei der geliebten Toten.

Tags darauf kam durch eine barmherzige Fügung der göttlichen Vorsehung der Onkel zurück. Das Leichenbegräbnis wurde in der Weise gehalten, wie wir es schon beschrieben haben, und dann nahm alles wieder seinen gewöhnlichen Gang. Und doch war alles so ganz anders wie früher! Trisai mußte in Ermangelung der Mutter den kleinen Haushalt führen. Sie bemühte sich, ihre neuen Pflichten mit aller Sorgfalt zu erfüllen und ihren Onkel zufriedenzustellen. Es war ihr nicht entgangen, daß der Ander sich Sorgen machte; den Grund derselben sollte sie bald genug erfahren.

Es mochten etwa acht Tage verflossen sein seit dem Begräbnis der Mutter, als er zu Trisai sagte: „Ein Freund deiner Mutter will sich deiner beiden Brüder annehmen. Er will für die gehörige Bearbeitung der Grundstücke sorgen, welche ihnen gehören, bis sie imstande sind, es selbst zu tun. Dich und deine Schwester will ich mit mir nehmen. Morgen begeben wir uns nach Godelur, wo man mir Arbeit versprochen hat.“

Diese Worte verletzten Trisai in den tiefsten Schmerz. Vater, Mutter und der eine Bruder waren gestorben, und nun sollte sie sich auch noch von den zwei Brüderchen trennen, denen sie ihre ganze Schwesterliche Liebe und Sorgfalt zuzuwenden beabsichtigte! Fast erlag sie unter diesem neuen Schlage; doch beherrschte sie sich äußerlich, um nicht den Kummer der beiden Kleinen noch zu vermehren.

Tags darauf reiste sie mit ihrem Onkel und der kleinen Schwester nach Godelur ab.

Der Ander erhielt sofort Arbeit und richtete sich einen kleinen Haushalt ein, dessen Leitung Trisai mit großem Verständnis übernahm. Hätte sie die schweren Prüfungen der letzten Jahre vergessen können, so wäre sie fast glücklich gewesen in der liebevollen Pflege, die sie der kleinen Nandi

angedeihen ließ, und der väterlich-zärtlichen Liebe des Onkels, der das gute Kind schätzte und liebte.

Trisai wuchs heran wie eine liebliche Blüte; wie einst im heimatlichen Dorfe, so auch hier sprach man von ihrer ausnehmenden Schönheit, von dem stolzen Lächeln der kirschroten Lippen, von dem sanften Blicke der dunklen Augen, welcher den etwas stolzen Ausdruck der Züge milderte. Schon hatte ein junger Mann ihrer Kaste um ihre Hand angehalten, aber das Mädchen hatte ein so entschiedenes „Nein“ ausgesprochen, daß der Onkel nicht weiter auf seinem Vorschlage bestehen wollte.

Trisai empfand einen unüberwindlichen Abscheu vor dem Ehestande; der Gedanke, von einem Manne abhängig zu sein, machte sie erbeben.

In der Tat ist die Lage der Frau in Indien durchaus nicht beneidenswert. Die häuslichen Arbeiten verrichten, tagtäglich den Estrich des Hauses mit Kuhmist reiben, die Mahlzeiten bereiten, das ginge ja an; von den ersten Kindesjahren an werden die Indierinnen hiezu angehalten und verrichten diese Arbeiten im väterlichen Hause.

Aber den Gatten wie eine Art Gottheit betrachten, ihn bewundern, ihn als den weisesten und besten Mann der Welt verehren, selbst dann, wenn er häßlich, unwissend und grausam ist; von ihm ungerechterweise geschlagen werden und sich dann noch vor ihm in den Staub werfen und um Verzeihung bitten, das wäre gebildeten Frauen eine unerhörte Qual, und doch ist dies das tägliche Leben der Frauen in Indien.

Vielleicht wendet jemand ein, sie hätten ja zu ihrem Troste die Liebe ihrer Kinder. Solange diese klein sind, ja; die Mutter liebt und pflegt sie aufs beste. Aber wenn sie ihrer nicht mehr bedürfen, werden sie sobald als möglich verheiratet, denn die Bande der Familie sind in Indien sehr locker.

Das einzige Vergnügen der indischen Frauen besteht darin, daß sie an Schmuckstücken ein ganzes Vermögen auf sich tragen. Der Mann trägt seinen Reichtum zur Schau, indem er seine Frau mit den kostbarsten Kleinodien bedeckt.

Doch denke man nicht, daß die Frauen Indiens sich ihrer traurigen Lage bewußt werden. Sie haben nie eine andere Behandlung gesehen. Ihrer Mutter geschah dasselbe; den Töchtern geht es ebenso. Sie denken nicht weiter da-

über nach, wie ungerecht es ist, daß der Starke die Schwache knechten und quälen darf, wie es ihm beliebt.

Nicht die Aussicht auf eine solche Lebensweise flößte Trisai solchen Abscheu vor dem Tali ein; es war dies in ihr ein unwiderstehliches Verlangen, Jungfrau zu bleiben.

Mit den Jahren wurde ihr Entschluß immer fester. Ein Jahr hatte die kleine Familie in Godelur zugebracht, als eine Fremde in das Haus ihres Onkels kam, zuerst nur selten und auf kurze Zeit, dann immer öfter und länger, bis sie sich schließlich ganz häuslich einrichtete.

Trisai verstand, was das bedeuten sollte. Sie nahm ihr Schwesterchen bei der Hand und zog es aus dem Hause.

„Nie und nimmer gehe ich wieder hinein!“ dachte sie. Doch nachdem sie einige Schritte gemacht, blieb sie stehen. Wohin sollte sie nun gehen? Sie hatte weder Verwandte noch Freunde...

Sie fühlte sich des Lebens müde. Trostlos und unergründlich lag die Zukunft vor ihr. Der Tod schien ihr noch das beste Los. Wenigstens hatte jedes Leiden ein Ende; wenigstens würde sie keinen Schmerz mehr fühlen und eine ewige Ruhe genießen.

Ganz von diesen Gedanken eingenommen sagte sie zu sich selbst: „Zum Strome will ich gehen und mich in seinen geheimnisvollen Fluten begraben; so ist wenigstens ein Leben zu Ende, das die Sonne der Freude nie mehr erleuchten wird.“

Entschlossen schlug sie die Richtung zum Strome ein. „Wohin gehen wir?“ fragte ahnungsvoll die kleine Nandi.

Trisai gab keine Antwort.

Von der Höhe des Himmels wachte die unbefleckte Mutter über ihr Kind. Sie kannte das traurige Vorhaben des trostlosen Mädchens. Sie sah, wie Satan sich über seinen vermeintlichen Sieg freute.

„Geht!“ befahl sie ihren Engeln. „Ich gebe euch alle Gewalt. Schlagt den höllischen Feind in die Flucht und stärkt die Seele meines Kindes!“ Und die Engel gehorchten freudig, neigten ihre schimmernden Flügel und ließen sich auf die Erde hernieder.

Nandi ist müde und bittet: „Trisai, setzen wir uns ein wenig nieder. Der Weg ist lang, und es ist so heiß.“ Dabei weint sie.

"Bald sind wir am Ziele," entgegnet Irisai. "Dann nehmen wir ein Bad im Strome und ruhen uns aus von aller Mühe."

Sie gehen weiter.

"Ich kann nicht mehr," stöhnt Nandi und läßt sich auf den Rand des Weges fallen. Irisai muß wohl oder übel innehalten. Und nun nähern sich die seligen Geister den beiden verlassenen Waisen, und der Fürst der Finsternis erzittert. Nandi hat ihre Tränen getrocknet und plaudert mit ihrer Schwester. Aber Irisai gibt ihr keine Antwort. Da kommt ein Inder des Weges. Er hat ein ehrliches, anziehendes Äußere und beobachtet minutenlang die beiden Mädchen.

"Was tust du da?" fragt er die Ältere.

"Ich lasse meine kleine Schwester ein wenig ausruhen," lautet die Antwort. "Dann gehen wir weiter!"

"Wohin?"

"Zum Strome," entgegnete Irisai mit finsterner Miene. Der Inder fühlt Interesse und Teilnahme für dieses sonderbare Mädchen, welches irgend einen finsternen Plan zu hegen scheint.

"Wer bist du?" fragte er.

"Ich bin Irisai; meine kleine Schwester ist Nandi. Mein Vater hieß Dari, meine Mutter Peri. Beide sind tot." "Dari! Peri!" ruft der Unbekannte. "Waren sie nicht in Mandavori?"

"Ja," entgegnet erstaunt das Mädchen. "Kannstest du sie?"

"Dari war mein Bruder," erwidert der Inder gerührt. "Ein Verwandter nahm mich mit sich, als ich noch klein war. Sein Sohn ist gestorben, und er adoptierte mich. Ich habe gehört, daß Dari sich mit Peri verheiratet hat. Aber wie sind sie gestorben?"

Das Mädchen erzählte alles, was in den letzten Jahren geschehen war, die Rache der Dorfbewohner, den Tod des Vaters, des Bruders, der Mutter, die Flucht aus dem Hause ihres Onkels.

"Komm mit mir," sagte der Inder, als sie ihre Erzählung beendet hatte. "Ich habe keine Kinder. Ihr sollt meine Töchter sein, und ich will euch den Vater ersetzen!"

Und er nahm auf seinen starken Arm die kleine Nandi, welche sich zutraulich an ihn schmiegte, und schlug die ent-

gegengesetzte Richtung ein. Die Engel kehrten jubelnd in die lichten Höhen zurück. Satan aber knirschte vor Wut und war fest entschlossen, noch weitere Versuche zu machen, um den Schöpfung Mariens ins Verderben zu stürzen.

Irisai war glücklich im Hause ihres guten Onkels, wo sie geliebt und geehrt wurde, wie von ihrem eigenen Vater. Das friedliche Leben war der Entfaltung ihrer Schönheit sehr günstig, und auch ihre geistigen Eigenschaften entwickelten sich immer mehr. Muttu war stolz auf seine vorzügliche Nichte und pflegte zu sagen: "Irisai ist der Sonnenstrahl, der meine letzten Lebensjahre verklärt. Ich will, daß sie nach meinem Tode reich und glücklich sei."

Irisai aber dachte nicht an die Zukunft. Sie leitete das Hauswesen und sang dabei mit melodischer Stimme Gesänge eigener Erfindung.

"Unglücklich war ich und hatte zu mir selbst gesagt: In den klaren Fluten des Stromes will ich die Ruhe des Todes suchen.

Schon standen meine Füße auf dem Wege dahin; da hatten die Götter Erbarmen mit mir. Sie ließen leuchten das Glück über meine Tage und erwärmten mein Gemüt mit ihren Strahlen.

Vom Aufgang der Sonne bis zum Erscheinen des Mondes singt nun Irisai, und freudiger als jener der bunt gefiederten Vögel unter dem Azur des Himmels erklingt ihr Gesang.

Bäume des Gebirges, Blumen der Ebene, Quell im tiefen Tale, Zephyr des Abends, alles wiederholt mit Irisai den Sang ihres Glückes."

Singe nur, singe, Irisai, singe das Lied der jungfräulichen Reinheit, welches deine Seele erfüllt, aber singe nur an einsamen Orten, wo kein unberufenes Ohr deine Worte vernimmt, wenn du sagst:

"In meinem Herzen habe ich beschlossen: Jungfrau will ich bleiben.

Und tausend Stimmen haben sich erhoben: Irisai, du bist schön, deine Haltung ist edel, stolz deine Stirne, wie schwarze Perlen deine dunklen Augen. Wenn deine Lippen lächeln, so gleichst du einem Sterne in dunkler Nacht. Mehr als einer der reichen Inder brennt vor Verlangen, den Tali um deinen Hals zu legen.

Und ich habe geantwortet, Jungfrau will ich bleiben."

Die Stimmen erklangen von neuem:

Irisai ist schön. Kleinodien, reich und kostbar, gebührer deiner Anmut. Siehe, diese Armreife, diese schweren, goldenen Halsketten, welche der erwählte Aya am Tage der Hochzeit dir um Arme und Hals legen will. Siehe die blühenden Nadeln für dein schwarzes Gelock, siehe die kostbaren Ringe für deine zarten Finger!

Und ich habe nochmals erwidert:

Schöner, leuchtender und kostbarer ist der Schatz der Jungfrau! Jungfrau will ich bleiben.

Und die Stimmen fuhren weiter:

Irisai, wenn eines Tages deine Haare gebleicht, deine hochgewachsene Gestalt gebeugt sein wird, wirst du nicht traurig und unglücklich sein in deiner einsamen Wohnung?

Und ich habe meine Stimme erhoben und entgegnet:

In meiner einsamen Wohnung soll leuchten der unverfälschte Glanz der Jungfräulichkeit! Jungfrau will ich bleiben!"

So sang Irisai mit begeisterten Worten das Lob der Jungfräulichkeit; doch neue Prüfungen standen ihr bevor.

Muttu liebte seine Nichte aufrichtig und innig. Voll Freude sagte er eines Abends zu ihr: „Irisai, komm mit mir!“

Das Mädchen gehorchte. Der Onkel besichtigte mit ihr ein hübsches Häuschen, neben dem seinen gelegen. Vor demselben dehnte sich ein wohlgepflegter Garten aus voll herrlicher, duftender Blumen. An der Rückseite erhob sich ein neu erbauter Stall mit zwei kräftigen Ochsenpaaren.

„Was denkst du davon?“ fragte Muttu.

„Daß dies alles schön und gut eingerichtet ist,“ entgegnete Irisai.

„Also gefällt dir das kleine Gut?“ sagte befriedigt der Inder. „Nun, so freue dich; das alles gehört von heute an dir!“

„Mir? Dieses Haus! Mir soll es gehören?“ erwiderte Irisai mit bangem Vorgefühle. „Und warum das?“

„Warum? Nun, weil ich dich bald verheiraten werde.“

„O mein guter Onkel!“ seufzte das Mädchen.

„Ja, ja,“ bestätigte Muttu mit frohem Lächeln. „Noch ein paar Tage, und du sollst die Gattin Ranogis sein. Er ist reich, du auch, so geht alles gut zusammen.“

Ach nein! Es ging nicht gut. Irisai erkannte, daß ihr Onkel ihren einzigen Wunsch durchkreuzen wolle; sie mußte ihn von seinem Vorhaben abbringen; aber er bestand fest darauf.

Er konnte nicht begreifen, warum seine schöne, gute Nichte nicht heiraten wollte. Jungfrau bleiben ist bei den Heiden etwas Unerhörtes; sie trachteten alle, sobald als möglich in den Ehestand zu treten.

Da sie sah, daß sie nichts erreichen konnte, faßte die junge Indierin einen raschen Entschluß. Als es finster geworden war, verließ sie leise das Haus und ergriff die Flucht, traurig und mutlos. „Vielleicht muß ich auf dem Wege verschwinden,“ dachte sie, „aber den Tali will ich nicht.“ Sie ging aufs Geratewohl aus dem Dorfe hinaus, ohne sich um die Richtung zu kümmern. Als der Morgen graute, verbarg sie sich hinter einem Bananenbaum und schlief ein wenig.

Beim Erwachen fühlte sie Hunger. Was sollte sie nun beginnen? Ein wenig Reis erbetteln?... Nie und nimmer!... Lieber sterben!... Und setzte sie sich nicht dabei der Gefahr aus, von ihrer Kaste ausgestoßen zu werden? Die Kaste ist dem Inder alles; mehr als Eltern, Verwandte und Heimat, und das trifft nicht bloß für die adeligen Kasten zu, sondern auch für den verachteten Sudra.

Irisai trank aus einer nahen Quelle und setzte mutig ihren Weg fort.

Doch dachte sie mit Schmerz an ihre kleine Nandi, welche sie nie mehr sehen sollte; aber trotzdem fiel es ihr nicht ein, wieder umzukehren. Gerne verzichtete sie auf Heimat, Reichtum und Familienleben, da sie nur auf diese Weise den Schatz ihrer Jungfräulichkeit bewahren konnte.

Die Sonne war dem Untergange nahe, als Irisai erschöpft zu einer Kaffeepflanzung gelangte. Es kam ihr der Gedanke, daß sie da vielleicht Arbeit finden könnte, und verlangte eine Unterredung mit dem Besitzer. Als dieser das schöne Mädchen erblickte, welches so edel und würdevoll ihm entgegentrat, und noch dazu vernahm, daß sie seiner Kaste angehöre, war er sofort entschlossen, sie zu behalten. Er hatte einen Sohn und dachte, daß sie wie geschaffen sei, um dessen Frau zu werden. Doch sprach er nicht davon. Er ließ dem Mädchen Erfrischungen vorsetzen,

Noch am selben Abende fühlte sich Trisai schon ganz heimisch und bat um Arbeit in der Küche. Aus Dankbarkeit für die erhaltene Aufnahme wollte das gute Kind mehr tun, als ihre Kräfte erlaubten, man mußte sie immer zurückhalten.

Jeden Tag entdeckten die Schwestern neue Züge der seltenen Reinheit und Tugend des Kindes und nannten sie deshalb die Lillie der blauen Berge (Milgeri).

Man erteilte ihr Unterricht in der heiligen Religion. Ihr Herz war ein wohl vorbereitetes Erdreich, das hundert spröde groß. Ihre Liebe zur Unbefleckten war unaussprechlich groß. Man hatte ihr den Schmuck des Marienaltars anvertraut, und sie tat es, obwohl noch Heidin, mit einer Liebe und Ehrfurcht, welche alle Zeugen ihrer Handlungsweise entzückte. Trisai war nun sicher vor den Anschlägen des Bösen. Wenn sie aus Unbedachtsamkeit einen leichten Fehler beging, pflegte sie zu sagen:

„Schwester, der Teufel ist sehr schlau. Er hat mich zu diesem oder jenem Fehler verleitet. Aber ich habe den lieben Gott um Verzeihung gebeten und will nun noch mehr Achtbarkeit anwenden, damit es mir nicht noch einmal passiert.“

An all das denkt Trisai jetzt, wo sie sinnend in die Ferne blickt. Ihr Herz fließt über von Dankbarkeit. Sie erhebt sich; sie muß sich aussprechen. Morgen ist ja der große Tag. Morgen wird das Taufwasser sie von jedem Makel reinigen und sie zum Kinde Gottes und Mariens machen. Sie muß ihr Glück noch jemandem mitteilen und begibt sich zur Mutter, die sich ihrer besonders angenommen und sie auf den großen Tag vorbereitet hat.

„Was gibt es?“ fragt etwas erstaunt und unruhig die Ordensfrau, denn sie fürchtet, es sei ihrem Liebling etwas Unliebes zugestoßen.

„Mutter!“ entgegnet das Mädchen, blaß vor innerer Erregung, „ich habe über die fünfzehn Jahre meines Lebens nachgedacht. Klar wie der Tag habe ich gesehen, wie viele zahllose Gnaden der Herr mir, der armen Heidin, erwiesen hat, und ich fühle das Bedürfnis, Dank zu sagen für die unendliche Liebe meines Erlösers, für den fühlbaren Schutz der himmlischen Mutter.“

Mutter! Morgen werde ich Christin sein. Morgen wird der Priester in der heiligen Taufe meine Seele rein waschen, wie es einem Kinde Gottes geziemt, von morgen an lebt nicht mehr Trisai, sondern Maria Klara. O, ich bitte, erlauben Sie mir, die Stunden bis zu diesem seligen Augenblicke vor dem Tabernakel zuzubringen!“

„So gehe denn, mein Kind,“ entgegnete bewegt die Missionärin, „bleibe eine Stunde in der Kapelle zu Füßen des göttlichen Heilandes und versprich ihm, daß du ganz und für immer ihm angehören wollest!“

Und mit feuchtem Auge sah sie dem anmutigen Kinde nach.

Welch heiße Dankgebete erhoben sich in dieser Nacht zum Himmel! Vor dem Tabernakel lag Trisai auf den Knien, ergoß sich in Dankgebeten, weinte vor Freude und Glück; in ihrer Zelle dankte die Missionschwester aus tiefstem Herzen dem Herrn, daß er ihr die Gnade erwiesen, eine solch auserlesene Seele ihm zuzuführen.

Und die Königin der Jungfrauen lächelte auf ihrem Throne und neigte ihre mit Gnaden gefüllten Mutterhände zur Erde. Tags darauf begann Maria Klara, die Christin, ein neues Leben.

Sie kam wieder zu der Mutter und sagte: „Mutter, nun ist Trisai tot für immer, die Heidin existiert nicht mehr. Maria Klara will ihr Leben ganz dem Dienste Gottes weihen. Für ihn soll ihr kein Opfer zu schwer werden. Sie wissen, wie heiter und lustig ich bin, und wie gerne ich spreche. Erlauben Sie mir, heute vollständiges Stillschweigen zu halten. Für die Welt sollen meine Lippen stumm bleiben; um so mehr wird mein Herz mit Gott sprechen, der mich zum Kinde angenommen. Und dann, muß ich mich auf meine erste heilige Kommunion vorbereiten?“

Wie hätte man ihr diese Bitte abschlagen können? Maria Klara machte sich mit solchem Eifer ans Werk; ihre Fortschritte waren so andauernd und bemerkenswert, daß man den Tag ihrer heiligen Kommunion früher festsetzte, als es anfänglich bestimmt war.

Mit auf der Brust gekreuzten Armen blieb sie nach Empfang der heiligen Hostie lange Zeit wie der Welt entzückt.

Endlich bewog die Mutter sie, eine kleine Stärkung zu sich zu nehmen und fragte: „Kind! Sage mir, was willst du tun für Jesus, der in dein Herz eingekehrt ist?“ „Ich will ihn lieben!“ entgegnete sie mit unaussprechlichem Ausdrucke.

„Weißt du, wie man Jesus liebt?“

„Im Leiden, durch Opfer und Entsagung,“ antwortete Maria Klara. „Mutter, Sie haben mir das erklärt. Ich werde es nie vergessen; denn so will ich ihm meine Liebe bezeigen!“

Vielleicht wird auch später noch der Sturm der Trübsal sich erheben und unsere „Lilie von Milgeri“ im Feuerofen des Schmerzes geläutert. Aber unter dem Schutze Marias braucht sie nichts zu fürchten. In Leid und Pein wird der Glanz der reinen Blüte erhöht und ihr Duft zur Anziehungskraft und zum Segen für andere Seelen.

Die Franziskanerinnen-Missionärinnen-Mariens.

Erst 1877 entstanden, zählt die Genossenschaft der Franziskanerinnen-Missionärinnen-Mariens bereits an 5000 Mitglieder und ist auf der ganzen Welt in 205 Häusern, von denen 145 in Missionsländern sind, verbreitet.

In Asien: 81 Häuser (2 in Palästina, 4 in Syrien, 1 in der Türkei, 19 in Indien, 6 auf Ceylon, 5 in Birmanien, 33 in China, 1 im Tibet, 4 in der Mongolei, 3 in der Mandchurei und 3 in Japan.)

In Afrika: 37 Häuser (11 in Marokko, 1 in Algerien, 4 in Tunesien, 1 in Lybien, 2 in Ägypten, 2 im französischen, 9 im belgischen, 1 im portugiesischen Kongo, 3 in Mozambik, 1 in Natal, 2 auf Madagaskar).

In Nordamerika: 14 Häuser (2 in Manitoba, 4 in Kanada, 8 in den Vereinigten Staaten).

In Südamerika: 10 Häuser (2 in Argentinien, 5 in Peru, 1 in Brasilien, 2 in Chile).

In Ozeanien: 3 Häuser auf den Philippinen.

Die Genossenschaft der Franziskanerinnen-Missionärinnen hat 1900 die Bluttaufe erhalten, indem 7 Schwestern um des katholischen Glaubens willen in China gemartert wurden. 1904 starb die Gräfin im Rufe der Heiligkeit und 1905 raffte der Typhus Schwester Maria Assunta Pallotta dahin, bei deren Tod sich sofort mehrere Wunder ereigneten.

Die Seligsprechungen dieser Dienerinnen Gottes sind eingeleitet und schreiten unentwegt voran. (Lebensbeschreibungen bei der auf der letzten Seite angegebenen Adresse erhältlich.)

* * *

„Die Ernte ist reif, aber der Arbeiter sind wenige; bittet daher den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende!“ — so lautet das Wort des göttlichen Heilandes.

O wie oft denken die Missionärinnen daran! Und ein Flehen heiß und tief steigt aus dem Grunde ihrer Seele auf, besonders während der stillen Stunden vor dem Tabernakel, vor dem Ausgesetzten Höchsten Gut. Man muß sie gesehen haben, diese Not der armen Weiden, dieses unsagbar-große Elend, diese Schmerzen und namenlosen Leiden, die sie zu ertragen haben und die doch nicht imstande sind, ihnen den Himmel zu erschließen — weil sie nicht den wahren Glauben besitzen. Eine Missionärin mehr, für wieviel Seelen bedeutet das die allseitige Frömmigkeit.

Habt Erbarmen! Und wenn Jesus an eure Türen klopft, denkt, wenn ihr seine Stimme hört, der Ruf einer Seelen, die . . .